



(13)

Die verhegte Stadt.

Copyright by Georg Müller Verlag A.-G. München.

Eine heitere Spitzbuben-Geschichte von Karl Ettlinger.

„Das ist meine Sache, was ich frage!“
 „Und meine, was ich antwort!“
 Der Protokollant feigte wieder. Aber diesmal überfah es Funke; er war viel zu wütend. Wenn er nur einen Trick gelovnt hätte, den Sterk zum Reden zu bringen!
 „Wieviel haben Sie für das Stehlen des Hundes bekommen?“
 „Zehn Mark!“
 „Das ist nicht viel!“
 „Ich werd' das nächste Mal mehr verlangen. Wird' mich auf Ihr Urteil berufen.“
 „Und wem sollten Sie den Hund abfeiern?“
 Ein freundliches Lächeln begleitete die Antwort: „Das möchten Sie wohl gerne wissen, Herr Assessor?“
 „Ich weiß es bereits! Ganz genau weiß ich es. Es war ein Herr —“
 „Stimmt, Herr Assessor!“
 „In einem hellen Sommeranzug!“
 „Der muß gerade in der Wäsche gewesen sein.“
 „Mit einem blonden Schnurrbart!“
 „Ach nein, Herr Assessor, Schnurrbart hat er keinen gehabt.“
 „Sondern?“
 „Ich dachte, das wissen Sie, Herr Assessor?“
 Funke sprang auf und rannte im Zimmer umher.
 „Handfesseln sollte man dem Burschen anlegen!“ schrie er. „Handfesseln und — zum Henker, was wollen denn Sie schon wieder hier? Sie haben mir gerade befohlen!“
 „Morning, Assessor!“ sagte Bohnkraut gemütlich. Er war eingetreten, nachdem sein zweimaliges Klopfen überhört worden war.
 „Wieso schon wieder? Hatte doch zwei ganze Tage lang nicht das Vergnügen?“
 „Und daß Sie mich vor einer Viertelstunde antelephoniert haben, das halten Sie wohl für keine Störung?“
 „Ich Sie antelephoniert? Ist mir nicht im Traum eingefallen!“
 „Alle neunhunderttausend Teufel und die Urgroßmutter dazu, jetzt fangen auch Sie noch an, zu lügen! Haben Sie vielleicht nicht angernst, ob wir die neue Adresse des Salunken immer noch nicht hätten?“

„You are foolish! Habe nichts fernsprechen!“
 „Dann war es der Spitzbube selber!“ entsetzte sich Funke. „Und ich Esel habe ihm auch noch in aller Gemütsruhe erzählt, wir hätten nicht das Geringste herausgebracht! — Aber es war doch Ihre Stimme!“
 „Ins Bauchrednerische übersetzt, wahrscheinlich!“
 Erschöpft ließ sich Funke wieder in seinen Stuhl fallen. „Also ist der Sterk doch noch in Bredendorf?“
 Der Hästling verzog das Gesicht zu einem breiten Lachen.
 „Die Polizei weiß alles!“ sagte er ironisch. „Und noch 'ne ganze Menge dazu!“
 Funke trommelte nervös mit den Fingern auf die Schreibtischplatte.
 „Tararabumdich, was Sie da trommeln, — is'nt it?“ fragte Bohnkraut und stozte sich die Pfeife neu. „Habe ich erst gestern singen hören, im Orpbeum. Von Adele Cantelli, Totschändes Weib. Sollten Sie sich mal ansehen, Herr Assessor! Na, mein Beschmaad is es nicht.“
 „Fahren Sie zum Henker mit Ihren Weibergeschichten!“ zischte ihn der Assessor an. „Sind Sie hergekommen, um mir Mistfischweike zu erzählen?“
 „Ich weiß auch einen!“ sagte der Hästling.
 „Sie halten das Maul!“ donnerte Funke. „Das ist ja der reinste Affenstall hier! Aber ich werde schon aufräumen! Mit eisernem Besen werde ich auskehren! Davauf kann sich Bredendorf verlassen!“
 „Well“, passie Bohnkraut. „Dann lehren Sie mir zunächst wieder mein Haus zusammen!“
 „Soll ich den Mann jetzt wieder in die Fesse mitführen?“ fragte der Schutzmann. Er hatte während des ganzen Verhörs wie eine Statue dagestanden. Auf das Frage- und Antwortspiel hatte er gar nicht hingehört, sondern angestrengt über die Gehaltsordnung nachgedacht, mit der er ebenso wenig zufrieden war, wie andere Beamte.
 „Nein, Sie sollen gar nichts! Das werde ich Ihnen schon selbst sagen, wenn Sie den Mann abführen können! — Und Sie, jetzt

frage ich Sie zum letztenmal: wollen Sie jetzt gutwillig sagen, wer Sie mit dem Hundestehlen beauftragt hat?“ Ja oder nein?“
 Der Verhörte schwieg und lächelte.
 „Nun, so sag's doch, mein Junge!“ ermunterte ihn Bohnkraut.
 Da hob der Hästling seinen rechten Arm, deutete auf den behaglich schmunzelnden Bohnkraut und sagte: „Der Herr da!“
 „Stimmt!“ bestätigte Bohnkraut. „Ich habe dich beauftragt. Hast aber deine Sache miserabel gemacht.“
 Funke fuhr auf, wie von einem Hloch gestochen. (Paranteln gibts in Bredendorf nicht.) „Führen Sie den Hästling ab! Wird heute abend entlassen. Und Sie, Bohnkraut, Unglücksmensch, sind Sie denn ganz von Gott verlassen?! Sind Sie total verrückt geworden?“
 Eduard Bohnkraut wartete gemächlich, bis der Schutzmann, der Arrestant und der Schreiber das Zimmer verlassen hatten.
 „Total verrückt nicht“, sagte er dann behäbig. „aber ein bißchen 'n Klapps haben wir ja alle. Erbteil von Mistfisch Eva her. — Stimmt, habe Hunde fangen lassen. Hat mich dreihundert Mark gekostet, täglich zehn Mann je zehn Mark. Hätte ich in Amerika sicher billiger bekommen.“
 „Und ich dachte, Meier III steckte dahinter.“
 „Oh no, der hat Besseres zu tun. Hat mich erst gestern angelingelt; verlangt, ich soll mich nicht weiter an seiner Verfolgung beteiligen, sonst könnte ich mich auf allerlei Unannehmlichkeiten gefaßt machen. Frecher Bursche, was?“
 „Und was haben Sie geantwortet?“
 „Daß ich mich nicht im geringsten fürchte. Hätte stets einen Browning bei mir und hätte mich lebhaft danach, seinen Anzug als Zielscheibe zu benutzen.“
 „Aber was haben Sie um Gottes willen mit der sinnlosen Hundefängerei beabsichtigt?“
 „War gar nicht sinnlos, Sir! Müffen nicht alles für sinnlos halten, was über Ihren werten Horizont geht! Sagte mir: wenn du den Hund des Rechtsanwalts fängst, legst du ihn an die Leine und läßt dich von ihm führen wie ein Blinder. Vieh wird na-

türlich heimlaufen wollen, und auf diese einfache Weise erfährt Mister Bohnkraut, wo der Hundepapa und Oberspitzbube seinen Wigwam aufgeschlagen hat. Feiner Plan, nicht."

"Der Ihnen natürlicherweise mißglückt ist?"

"Nicht natürlicherweise, sondern nur durch ein kleines Mißgeschick. Hatte bereits siebzehn Hunde gefangen, hübsche Kerle dabei. Pensionsmutter wollte mich schon wegen ihres Gesangs rauschschmeißen, konnte aber nicht feststellen, ob der Advokatenhund darunter war. Hatte nämlich vergessen, wie der Köter heißt. Wußte nur noch, daß er ein Held aus dem Trojanischen Krieg war. Rief also in die Hunderversammlung der Reihe nach: Odysseus!, Priamus!, Paris!, Diomedes!, Achilles!, Agamemnon!, Menelaus!, Patroklus!, Nestor!, Idomeneus!, Philoktet!, — aber die Bestie meldete sich nicht!"

"Hätte ich auch nicht getan, wenn ich Ajax hieße!"

Eduard Bohnkraut schlug sich mit der geballten Faust drohend vor die Stirn.

"Oh, ich Strohkopf, ich Nilpferd, ich Mammut! Ich Jachthosaurus, Trampeltier, Elefantentub! Hat die Welt schon so einen Niesenbüffel gesehen! Natürlich, Ajax hieß das Vieh! Ajax, der Lämmermörder. Ajax mit dem Gehirnschwund. Thunderstorm, wie ich nur so was verschwiegen konnte!"

"Nun, Sie könnens ja jetzt einmal ma-

Ajax-Rufen versuchen?" spottete der Assessor. "Kann ich eben nicht mehr! Habe den ganzen Zoologischen Garten vor einer Stunde laufen lassen. Alle auf einmal. War zum wälzen, Assessor! Straßenpublikum hr.rie riesige Freude. Sieht man nicht alle Tage so was."

Der Assessor erhob sich langsam, setzte seine gestrigste Amtsmiene auf, zupfte die Weste zurecht und erklärte betont.

"Ich will Ihnen einmal etwas sagen, Mister Bohnkraut! Wenn Sie sich noch ein einziges Mal untersehen, sich in die Aufgaben der Kriminalpolizei zu mischen, lasse ich Sie erbarmungslos hinter Schloß und Riegel setzen. Denn es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder sind Sie ein Spießgeselle der Spitzbuben — und dies kann und will ich bis auf weiteres nicht annehmen — oder aber Sie sind ein Narr, der unschädlich gemacht gehört. Dieser letzteren Ansicht ist bereits die halbe Stadt. Ich bin nicht gewohnt, zu fragen, und deshalb schreiben Sie sich's hinter die Ohren: ich verbiete Ihnen ein für allemal, sich an der Verfolgung des Rechtsanwalts irgendwie zu beteiligen! Das ist unsere Sache!"

Jetzt wurde auch der kleine Bohnkraut wild.

"Sie verbieten mir was?" schrie er. "Sie? Hätten Sie lieber den Gaunern verboten, mir mein Haus zu stehlen! Ich fange doch wenigstens Hunde, — aber Sie fangen gar nichts! Ich bin ein freier Amerikaner

und pfeife auf Ihre Verbote! Verhaften Sie mich doch, wenn Sie die Courage haben! Wäre nicht Ihr erster Fehlgriff. Nur immer zu! Aber dann haben Sie den letzten amerikanischen Kurgast in Bredendorf gesehen. Dafür verbürge ich mich. Dann könnt ihr eueren miserablen Stidstoff selbst einatmen! Es gibt noch amerikanische Konsuls, — Gott sei Dank! Und daß Sie es wissen: jetzt verfolge ich den Rechtsanwalt erst recht! Nun gerade! Jetzt fange ich erst richtig an! Und ich wette mit Ihnen, um was Sie wollen: ich werde ihn kriegen, verehrter Feind, ich, Eduard Bohnkraut; Sie aber fangen ihn nicht, Sie nicht mit Ihrem ganzen Dilettantenstab! Dazu gehört nämlich Intelligenz! Höchstens fängt er Sie, — wenn auch nur in einer Telephonzelle. Womit ich die Ehre habe, das Kriegsbeil zwischen uns auszugraben und mich Ihnen zu empfehlen! Good by!"

Eduard Bohnkraut verließ das Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

Der Assessor hatte, als er den kleinen dicken Mann so toben sah, unwillkürlich lachen müssen.

"Ich vermute, wir werden ihn alle beide nicht fangen!" keufzte er resigniert. "Aber eine gefälzere Polizeistrafe sollst du wenigstens kriegen, du amerikanische Bulldogge! Damit dir das Hundefangen vergeht! Kannst dir die Zustellung auf dein Kriegsbeil kleben!"

Abendlied in der Zechenkolonie.

Die grauen Stunden schleichen,
Der Tag will schlafen geh'n.
Wie fremde Geister schwimmen
Im Nebel leise Strömen.
Wir können's nicht versteh'n.

Dies ist die Zeit der Trauer,
Das Schicksal sucht und sucht.
Im Finstern sidert Schweigen,
Und aus den Schächten steigen
Die Sorgen, tief verflucht.

Verjunkt'ne ferne Freuden,
Wir wissen nichts als Leid.
Wir fühlen bang erschauern
Und ducken uns und trauern
Und altern vor der Zeit.

Still, Weib, nur still, nicht weinen,
Wir ahnen's selber kaum —
Leis Flüsterwort und Tränen.
Die müden Seelen sehnen
Sich tief nach Schlaf und Traum.

Wir wollen schlafen, schlafen,
Vorbei ist bald die Nacht.
Gram singt den Kindern Lieder.
Die Lampen schwelen nieder,
Die Uhren ticken sacht . . .

Otto Wohlge mut.

Der Schrei nach Menschlichkeit.

Von Ernst Preeczang.

In Schrei gelst uns noch immer im Ohr. Ein millionenstimmiger, grimmiger Schrei. Ein Schrei, aus Horn und Wut, aus Rachsucht und Mordlust geboren. In allen Ländern gelst er empot, über die Meere hin zittert der Schrei und läßt alle Zonen der Erde erbeben. Wir horchen erschreckt. Arbeiten wir nicht? Schaffen wir nicht friedlich mit Kopf und Hand am Gedeihen der

Menschheit? Um das Kind im Mutterleibe schon ging unsere Sorge. Und wenn es geboren war, pfl egten wir's unter unsäglichen Mühen empor zu Kraft und Gesittung. Wir opferten unsere Tage für seine Nahrung und stritten für gesundes Brot seines werdenden Geistes.

Was tiefschürfende Forscher in Jahrhunderten an Erkenntnis ergraben, was an leuchtenden Wahrheiten hineinstrahlte in dieses Dasein — wir widmeten es ihm, dem jungen Leben, daß es einst vollkommener werde als wir, weiser und gerechter. Und weil sich der Blick schärft an den Kontrasten, die in der Geschichte der Menschheit ausklaffen, ließen wir ihn zurückschauen in das Ringen und Kämpfen verjunktener Jahrtausende und in das tastende Zwielicht urwelttraurer Vorzeit. Ließen ihn sehen, wie sich das Menschengeschlecht einst abzweigte von dem dumpfen, unbewußten Dasein des Tieres. Wie der Urmensch mit dem Stein in der Faust durch das verworrene Gestrüpp finsterner Wälder streifte und sich brüllend auf Feind und Beute warf. Ließen ihn sehen, wie er emporstieg aus seiner Wildheit zu gezähmteren Begierden, wie sich zu der Kraft der Faust die Kraft des Geistes gesellte. Wie das Fünftchen im Hirn aufleuchtete und wuchs und wuchs, wie sich die Augen weiteten und heller und heller wurden, wie sich die Stirn hob und sich der Adel des Denkens einte mit dem feinen Empfinden einer abnennenden Seele.

Siehe, sagten wir, dies ist der Mensch! Ein bewußt denkendes, bewußt fühlendes, bewußt schaffendes Wesen — das erst ist der Mensch. Nicht Vernichtung ist ihm eigene Kraft — blinde Elemente vernichten, und vernichtend wirkt auch das unverständige Tier. Aber bewußt schöpferisch ist nur der Mensch. Wir bewiesen es tausendfältig. Wie ließen unsere Kinder das Herantreiben unwälzender Erfindungen und das blitzartige Aufleuchten genialer Geister schauen; wir zeigten ihnen die frucht- und folgenreiche Wirkung großer Gedanken und edler Gefühle; wir lehrten es sie lieben das lichte Reich der Kunst

und Wissenschaft, und kämpften um die Öffnung der Pforten zu diesem Reich.

Und wir sagten: Hier ist die Bahn, auf der die Menschlichkeit emporwandelt zu immer höherer Vollendung. Aus diesem Grunde erblickten die Völker Heil und segnende Fruchtbarkeit. Denn jene Vollendung begreift alles in sich, was gut und gerecht, schön und weise ist. Diese Vollendung bedeutet den endgültigen Sieg des denkenden Hirns und der fühlenden Seele über alles, was der Menschheit aus ihrer tierischen Herkunft anhaftet und sich offen und vertekelt forterbt durch Generation und aber Generation.

War uns diese Vollendung nicht Hoffnung und Gewißheit? Wir sahen Götter abdanken und Himmel zerfallen, sahen tausendjährige Riesen ohnmächtig am Boden liegen und junge Wahrheiten ihr leuchtendes Banner siegreich entfalten, sahen die tüdliche Robeit, die Steine aufhob, sich machtlos winden unter dem heißen Auge einer willensstarken Gesittung, sahen Ketten, die Jahrtausende geklirrt, zerbrechen — und hätten zweifeln sollen? Wo wir hinsahen, überall trat uns der schöpferische Geist der Völker vor den Blick. Seine Waffe war nicht die Faust, sondern der überzeugende Gedanke. Er hat herrliche Siege erstritten, hat Licht geworfen in dunkle Hirne und Herzen: er lehrt die geistig Blinden sehen; lehrt sie das Dasein der Gesamtheit und das Leben des einzelnen achten, lehrte den einzelnen, sein Glück in der Gesamtheit zu finden. Er kündete den Triumph der Menschheit über die Vergangenheit an. Den Sieg des Hirnes über die Faust. — Und nun? —

Ein Schrei gelte in unser Ohr. Ein grimmtiger, millionenstimmiger Schrei, der die Erde erbeben machte. Ein Schrei aus triumphierender Vergangenheit. Ein Schrei aus Urwelttagen.

Und ein Schrei muß entgegengesetzt werden dem Schrei der triumphalen Barbarei, ein anderer Schrei, ein Schrei nach Zukunft:

"Nie wieder Krieg!"

Barcelona.

Von Lola Landau.

Auf den ersten Blick zeigte diese Stadt das Gepräge einer internationalen Großstadt ohne spanische Färbung, mit breiten, torsoartigen Geschäftsstraßen, Bankhäusern, prunkvollen Kaufläden, mit ihren Hotelpavillons, Markthallen, Automobilen und aufgerissenen Bauplänen für die neue Untergrundbahn. Zu jeder Stunde des Tages füllen rastlose Menschenvogel das steinerne Flußbett der Straße, der Rambla, mit unaufhörlichem Lärm, Leben und Geschäftigkeit. (Rambla, die mit hohen Platanen bepflanzte Prachtstraße, der Hauptstrom des Verkehrs, heißt aus dem Arabischen übertragene Flußbett.)

Alle diese Menschen werden von dem übermächtigen Impuls der Arbeit vortwärts gestoßen, die meisten gehen schnell, sie schlendern nicht, wie man in einer südlichen Stadt zu sehen gewohnt ist. Vor dem ewigen Traum des blauen Mittelmeeres erheben sich die fahlen Stämme der Schiffsmasten, ragen die Schöte der Fabriken, aus denen Rauch, Weibrauch unseres Zeitalters, in die klare Luft steigt. Am Ende einer Allee von Palmen, die hier nicht tropische Leppigkeit, sondern in ihrem säulenhaften Wuchs ernste Feierlichkeit ausstrahlen, erhebt sich unmittelbar vor dem Hafen auf freiem Platz die Säule des Kolumbus, dessen riesenhafte Hand über das Meer in das neue Land weist, wie ein Symbol Kataloniens.

Barcelona ist eine moderne Arbeiterstadt. Ihr amerikanischer Auftrieb im Geschäftsleben, ihre dahinschwebende Neuerungsgeist, ihr geistiges Streben drängt immer mehr zu einer Autonomie des Landes, das sich von den rückständigen Mächten Spaniens bedroht sieht.

Am Morgen werden wir gewöhnlich durch das Geläute der Pferdeshellen geweckt — die Pferde tragen hier Gloden an den Geschirren — so bringen die zweirädrigen Karren, immer von diesen lustigen Glodenspiel begleitet, ihre Waren zum Markt, wo auf Eischen, sauber wie zum Anrichten, die Gemüse strotzen. Oliven wie schwarze Perlen, junge Tomaten, Blumentohl, groß wie Kinderköpfe, grüne Sträuße von Artischocken und Salat. Dürftig aber ist dieser Markt gegen die Pracht des Fischmarktes in der hohen fahlen Halle. Da leuchten Riesenlachs mit purpurnem Fleisch. Aus lebenden Hügeln von Riesenlangusten strecken sich schnappend und gierig die Scheren dieser Seeungeheuer in die Luft. Neben Körben, angefüllt mit rosa Krebsetten, liegen schleinig die taschenförmigen Tintenfische, wie Blutstropfen glänzen die seltsamen Punktungen der Schollen auf den platten Fischfleisch. Da sind ganze Häfer mit gleißenden Silber kleiner Fische strahlenförmig ausgelegt. Welcher Reichtum wirft täglich das Meer an die Stadt aus!

Barcelona ist nicht nur auf dem Meere ein guter Fischer gewesen. In den letzten Jahrzehnten, begünstigt durch die Neutralität während des Weltkrieges, hat Barcelona in seinen Neben den Reichtum eingefangen. Jedoch strömt ein Teil dieses Wohlstandes großzügig und sinnvoll in die Verschönerung der Stadt und in den Bau neuer wissenschaftlicher Institute und Erziehungsanstalten. Nur aus privaten Mitteln wurde das katalonische Institut mit seiner ausgezeichneten Bibliothek geschaffen, ebenso eine umfassende Erziehungsanstalt für Frauen gegründet, die mit seinen hellen Studienjäten, dem stimmungsvollen Leseraum, der blühenden Küche, den behaglichen Wohnzimmern einem amerikanischen College ähnlich ist. Nach sozialen Gesichtspunkten geleitet, nimmt die Schule ohne jeden Unterschied des Standes auf, um die

Steuer des Schulgeldes je nach dem Einkommen der Eltern abzumessen, so daß viele Mädchen umsonst die Wohltat dieser Erziehung genießen. 2000 Schülerinnen faßt das prächtige Haus, ein summender Bienenkorb von Jugend und Arbeitsfreude.

Und dennoch, in jedem Katalonier ist der Spanier verborgen, dessen stolze Würde, starre Tradition in Familien- und religiösem Leben und romantische Entzündlichkeit wir in der gleichen Blutmischung bei ihm wiederfinden. Da ist die gleiche, sorglose Freude an schönen Blumen, für die er gerne sein Geld hinausstreut. Wäre denn sonst auf der Rambla von Barcelona ein besonderer Blumenmarkt, daß es unter den großen Sonnenschirmen der Verkäuferinnen wie bunte Gärten aufflammt, ein Wunder von roten, schneeweißen und glasrosa Kamelien, von gelben Rosen, gesteckten Tulpen und Anemonen, Schwertlilien und Veilchen, Blumen des Frühlings und reifen Sommers durcheinander gemischt. Ein paar Schritte weiter lärmt der Vogelmarkt. In kleinen Käfigen schreien Papageien und winzige Vögel in schillernden Farben, werfen das Gefunke ihrer Heimat, Südamerikas und der kanarischen Inseln, auf das steinerne Pflaster.

Blumen und Vögel! Vögel und Blumen! Jauchzende schreiende Farben, tropisches Vogelgelächter mitten auf der Straße der Arbeit! Und dicht daneben wirbelt die Drehtür eines Bankpalastes uns in den Raum nüchtrner Zahlen. Das ist Barcelona! Und noch eine Wendung hinein in die alten, engen Nebenstraßen, und wir sehen in altertümlicher Tracht, auf eine Ritterlanze gestützt, den Nachtwächter vor einer Haustür. Auch das ist Barcelona. Ein Stück Mittelalter, das mitten im modernen Leben siehengeblieben ist, ebenso unerschütterlich wie die herrliche Kathedrale, deren mystisches Dunkel uns nun aufjaugt. Raum untercheiden wir die mächtigen Pfeiler dieser düsteren Gotik. Das klare Sonnenlicht, in den schmalen Kirchenfenstern zitternd, zerschmilzt hier in großen violetten Schatten. Frauen, die schwarzen Spitzenfleier auf den Köpfen, knien versunken im Gebet. Musik, aus einer fernen Wölbung tropend, löst Körper und Stein und hält mit dem Weibrauch alle, die hier weilen, in die süße Dämmerung des Geistes. Hier ist noch die religiöse Inbrunst des Mittelalters, mitten in der modernsten Stadt, hier ist Spanien, das Katalonien überwuchert.

Die Sonne schmerzt fast, als wir hinausretten; aber die blaue durchsichtige Luft hebt uns wie eine leichte Hand mit der Zahnradbahn in die Höhe und trägt uns auf die Spitze des Tibidoga, des strahlenden Hügels über der Stadt. Der Blick von dieser Erhebung ist ein Triumph der Schöpfung. Gegen das geschliffene Email des Himmels zittert in unsagbarem enzyklopedischen Glanz das Meer. Davor liegt breit und besonnt die Stadt Barcelona, aus der das mächtige Getöse des Lebens zu uns hinaufdringt. In der anderen Seite des Plateaus aber steigen Gebirgsseiten auf, wuchert ein zerklüfteter Berg, der Montserrat, die sagenhafte Burg des heiligen Gual. Allmählich schmilzt wir in der Kathedrale das Tageslicht. Die Abenddämmerung mischt stille gelbe Farben mit dem Schwarzblau der Schatten über den Bergen. Dann wird Himmel und Erde still und ergraut; nur aus dem abendlichen Barcelona tönt unverändert das Getöse der Stimmen, die großartige Musik des harten heiteren Lebens, das diese Stadt in die Zukunft hineinträgt.

Kinder-Erziehung.

Du sollst Geduld haben!

Dein Kind ist unartig und unfolgsam. Schon hundertmal hast du ihm etwas verboten, und es tut das Unrechte doch immer wieder. Es soll nicht im Wasser herumwatschen. Wie oft hast du deinem Töchterchen das eingeschärft. Vor einer Stunde noch. Und nun siehst du es draußen in der frischen Pflanze munter herumwatschen. Das Wasser spritzt hoch auf, Strümpfe und Kleider sind durchnäht. Das siehst du mit Schrecken, und dir steigt das Blut zu Kopfe. An deinem bitterbösen Zorne siehst du gar nicht, wie deinem Kinde die höchste Lust aus den Augen leuchtet. Du siehst nur die nassen Strümpfe und Schuhe und das unartige, ungehorfame Kind. Und der Zorn und der Schmerz überwältigen dich, und du schreist dein Kind an und straffst es schwer: „Wie oft habe ich dir das verboten, du bist ein schlechtes Kind, ich mag dich gar nicht mehr leiden. Was soll einmal aus dir werden!“

Beruhige dich, aufgeregte Mutter! Dein Kind ist nicht schlechter als die anderen Kinder. Es trägt freilich das Gesetzbuch nicht fortwährend im Kopfe. Und die Gesundheitsregeln noch viel weniger. Glücklicherweise nicht! Es wäre sonst schlimm um das Kind bestellt. Was für ein nassweiches Streberchen wäre es, wenn es bei jedem Schritt und bei jedem Handschlag erst immer vorher an die hundert und tausend Vorhaltungen denken würde, die Vater oder Mutter ihm seit Jahren — selten in Ruhe, zumeist im Zorne — gepredigt haben. Frage dich, Mutter, ob du bei allem, was du tust, auch jedesmal vorher reiflich prüfst, ob du es tun darfst oder nicht. Was würde ein Erzieher zu tun haben, der dir jedesmal zurufen wollte: Das darfst du nicht, wie oft habe ich dir gesagt, daß es unrecht und falsch ist!

Sollst du nun dein Kind ruhig im Wasser watschen lassen? Gewiß nicht! Du sollst es herausholen, du sollst ihm auch Vorhaltungen machen, aber nur in kurzen, bestimmten Worten und ohne viel moralische Entrüstung. Das Kind darf es und soll es fühlen, wenn es den Eltern Kummer bereitet hat. Das Kind soll auch gehorchen lernen und sich daran gewöhnen, daß Schlechte, das Falsche, das Ungehörige, das Gefährliche zu meiden. Aber du mußt das nicht durch Erregte, in der Aufregung herausgeschleuderte Verbote und Gebote erreichen wollen. Durch ruhige Gewöhnung, durch kurze Bestimmtheit erreichst du mehr als durch lautes Schelten und leidenschaftliche Verwünschungen und Ausrufe. Eine Mutter muß Geduld haben. Durch ungeduldiges Zerre und Reizen bringst du die Knospe nicht zur Blüte, sondern du zerstörst sie. Wenn dein Kind, die zarte Menschenknospe, schön erblühen soll, so zerre und reiße nicht daran, sondern übe dich in Geduld! Sei r. S. u. 13.

Wie die alten Völker rechneten.

Die älteste Nachricht darüber, wie die Völker des Altertums rechneten, haben wir von dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot. „Die Ägypter schreiben Schriftzüge“, so berichtet Herodot, „und rechnen mit Steinen, indem sie die Hand von rechts nach links bringen, während die Sessenen sie von links nach rechts führen.“ Hiernach ist anzunehmen, daß die Ägypter wahrscheinlich bereits im Jahre 460 v. Chr. ein Rechenbrett mit Steinen benutzt haben. Sicher erwiesen ist dies von den Griechen. Aus den Angaben Herodots ist zu schließen, daß die Ägypter Rechenbretter mit senkrechten Spalten verwendet und damit bereits das Dezimalsystem eingeführt haben. Jede Kolonne

stellte dabei die nächsthöhere Einheit gegenüber der neben ihr liegenden Kolonne dar. Bei den Griechen wurde dies Rechenbrett Abax, bei den Römern später Abacus genannt.

Die Römer haben das Rechnen von den Griechen gelernt. Die römischen Kinder mußten auf ihre Rechentafel, den Abacus, mit einem Holz- oder Stängelgriffel Striche ziehen und in die so entstehenden Kolonnen die Steinchen (calculi) hineinlegen und auf diese Weise die einfachsten Rechenaufgaben lösen. Daher rührt das heute noch gebräuchliche Wort kalkulieren. Daneben wurde auch noch eine andere Tafel mit Einschnitten benutzt, in der sich verschiedene Knöpfchen befanden und mit der sich Additions- und Subtraktionsaufgaben leicht ausführen ließen.

Erst im alten Bagdad hat sich in nachchristlicher Zeit jene wissenschaftliche Auffassung von der Zahl ausgebildet, die die ganze spätere Entwicklung beherrscht hat. Im Jahre 773 kam hierher eine Gesandtschaft aus Indien, die nicht nur die Kenntnis der indischen Rechenkunst, sondern auch astronomische Tabellen mitbrachte. Von hier aus verbreitete sich dann diese Rechenkunst durch die ganze Welt, nachdem zuerst die Araber sie erlernt hatten. Besonders wertvoll war diese Rechenmethode durch die Einführung der Null. Aber auch die Chinesen verwendeten bereits eine Rechentafel, den Suan-pan, mit dem sie mit einer so großen Geschwindigkeit arbeiteten, daß Reisende aus dem Westen erzählten, die Chinesen seien mit Hilfe ihres Suan-pan viel schneller mit den ihnen gestellten Rechenaufgaben fertig geworden, als die Reisenden selbst. Schon Kinder lernten sich des Suan-pan binnen zwei Monaten mit der größten Geschwindigkeit bedienen.

In Europa findet sich das Rechenbrett sogar noch im 12. und 13. Jahrhundert. Schließlich ist man aber dazu übergegangen, an Stelle der Rechentafel nur ein Liniensystem auf einer Holztafel einzuführen, auf der die Rechenaufgaben vorgenommen wurden. Auch in den Klosterschulen ist die Rechentafel lange benutzt worden. Unter den Rechenbüchern für die Praxis sind die bekanntesten die von Adam Riese (geboren 1492, gestorben 1569). Und heute noch pflegt man, wenn man die Genauigkeit einer Rechnung bezeichnen will, zu sagen, das sei so und so „nach Adam Riese“. Dr. W.

Gedanken-Splitter.

Aus Restroy.

Käme das Euch nicht lächerlich vor, wenn einer einen Besenstiel über quer hielt und zu einer Armee sagt: „Bis hierher und nicht weiter?“ Und weit lächerlicher ist es noch, wenn einer mit morschen Ansichten sich der Zeit entgegenstemmt, dieser gewaltigsten Macht, die unanfechtbar vorwärts schreitet und sich von dem Gejolge zahlloser Veränderungen auf ihrem Triumphzug durch die Welt begleiten läßt.

Der Fortschritt der Menschheit besteht darin, alles zu beseitigen, was einen Menschen von dem anderen, eine Klasse von der anderen, ein Geschlecht von dem anderen in Abhängigkeit oder Unfreiheit erhält.

Welcher Umgang dich kräftigt, dich zur Fortsetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den suche; welcher in dir eine Leere und Schwäche zurückläßt, den fliehe. Feuchtersleben.

— Weiteres. —

Abgeblüht. Der Reisende nahm die Speisestarte, als sein Blick auf die auffallend hübsche Kellnerin fiel, die sie ihm reichte. — „Recht warm heute, nicht wahr?“ bemerkte er liebenswürdig. — „Ja, wirklich“, antwortete sie kühl, „und gestern war es auch so warm, und ich heiße Rizzi und ich weiß, ich bin hübsch und habe schöne blaue Augen, und ich bin schon eine ganze Weile hier, und mir gefällt die Stellung, und ich meine nicht, daß ich zu hübsch bin, um im Restaurant zu arbeiten. Ich weiß nicht, wo heute abend hier in der Stadt etwas los ist, und wenn ichs wüßte, würde ich nicht mit Ihnen hingehen. Mein Bruder ist hier im Restaurant Koch, und er wiegt 180 Pfund und ist sehr jähzornig. Was wünschen Sie, mein Herr?“ — Der Reisende sann vor sich hin: „Ich habe keinen großen Hunger“, sagte er. „Eine Tasse Kaffee und ein Butterbrötchen genügt.“

Eine Frage. „Welches Tier kommt dem Menschen am nächsten?“ — „Der Floh, Herr Lehrer.“

Ein bekannter Professor in Berlin verbrachte einen Abend im Hause seines Freundes. Als er aufbrechen wollte, regnete es stark. Die Frau des Freundes überredete ihn, die Nacht in ihrem Hause zu verbringen, da der Regen voraussichtlich nicht so bald nachlassen würde. Der Professor nahm die Einladung an. Plötzlich war der Gast verschwunden, ohne daß man wußte, wohin. Schon wollte man zu Bett gehen, als der Professor wieder ins Zimmer trat, ganz durchnäßt. — „Aber, Menschenkind“, fragte sein Freund, „wo warst du denn? Ich dachte doch, du wollest die Nacht hier bleiben, um nicht naß zu werden?“ — „Gewiß, lieber Freund“, erwiderte der Professor, „ich bin nur rasch nach Hause gegangen, um mein Nachthemd zu holen.“

— Allerlei. —

Entdeckung des Masern-Erregers. Den Masern, von denen besonders die Kinder befallen werden, obgleich sie auch zuweilen bei Erwachsenen vorkommen, liegt ein Krankheitsgift zu Grunde, das unmittelbar oder mittelbar durch Masernkrankte übertragen wird, dessen Natur aber bisher unbekannt geblieben ist. Nun wurde kürzlich gleichzeitig von zwei Stellen gemeldet, daß es gelungen sei, den Erreger der Masern zu finden. Als der erste Entdecker wurde ein Schüler Robert Kochs, der Japaner Dr. Kusajama vom Institut Kitajalos in Tokio, der heute als der erste Bakteriologe Japans gilt, genannt. Um dieselbe Zeit wurde aber auch aus Rom gemeldet, daß es den Professoren Caronia und Christina gelungen sei, ein dem Scharlacherreger ähnliches Bakterium als Masernerreger festzustellen. Wenn diese Meldungen sich bewahrheiten, so wäre damit endlich ein wesentlicher Schritt zur Bekämpfung und zur Verhütung dieser anstecenden Krankheit getan.

Pflanzen als Gartenwächter. Die Sonnenblumen, die in so vielen Gärten mit ihren riesigen Blüten prägen, dienen durchaus nicht nur zum Schmuck und geben auch nicht nur in ihren Körnern ein gutes Säbnerfutter, sondern sie gelten auch als ein treffliches Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. So gibt es manche Pflanzen, die im Garten zum Schutz und zur Wacht gleichsam angestellt werden. Ist ein Garten oder ein Feld sehr von Disten geplagt, die Jahre

für Jahr als Wucherpflanzen die Erträge verringern, dann soll man Raps säen, der Disteln vernichtet. Ganz ist gut gegen alle von Rapseln, die als Unkraut aufstehen. Sogenannte Castorbohne wird in England gepflanzt, weil kein Tier sie anzurühren mag und auf diese Weise Maulwürfe von den Beeten ferngehalten werden.

— Rätsel-Gde. —

Kreuzwort-Rästel.

Von Salomon-Jul.

1	21	24		2	27	30
3					4	
5						6
		A	B		8	28
9	22				10	31
11					12	
13						
14						15
		16	E		17	29
18	23				26	19
20	A	B	C	D	E	F

Bedeutung der Wörter:

I. Waagreht: 1. Was jedes Geschenk sich bringt. 2. Metall. 3. Schmutz. 4. Artikel. 5. Franz. Tafel, auch ital. Russtafel. 6. Herrscherjagum. 7. Vorwort. 8. Spielort. 9. Cutap. Hauptstadt. 10. Shakespeare-Drama. 11. Polit. Brief. 12. Fisch, Stadt in Oesterreich. 13. Der Anfang jedes Glanzes. 14. Griech. Maßstab. 15. Nahrungsmittel. 16. Franz. Adelstitel. 17. Pers. Fürwort. 18. Pers. Fürwort. 19. Fluß in Vorarlberg. 20. Chem. fürstl. Soldat.

II. Senkrecht: 1. mit 32. Wichtige, gesellschaftliche Tagung. 7. Stimmfrage. 8. Vorname. 16. Artikel. 21. Gruß. 22. Mädel. 23. Tierlaut. 24. „Nein“ (Dialekt). 25. Diebstahl. 26. „Jungen-Deutschland“. 28. Hier. 27. Fürwort. 28. Gewässer. 29. wie 18. 30. Nahrungsmittel. 31. Wasserpflanze.

Schiebe-Rästel.

Jedermann Odenwald Abnung Sch... Anwärter Innenminister Niederwald... nahme Keina Raolin Klostertocher

Diese Wörter sind untereinander zu schichten und solange seitlich zu verschieben, daß sie senkrechte Reihe den Namen eines Tages bilden, ein Fest, das an diesem Tage gefeiert werden. Die erste Reihe ist von oben unten, die zweite von unten nach oben zu verschieben.

Ausfällungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Scherzrästel: Zweibrücken. — Die lebende Mittelfilbe: Kieselstein, Wein, Fajelsbans, Gsfelle, Kreiselspiel, selbst, Gafelnuß, Weichselzopf, Wechselbalg, Haus, Ansfelfall, Insfelberg. Silber sel.